

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Dobrick, Barbara
Feuer und Flamme im Herbst

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**Samstag, 30. September –
sonnig und windig, bis 20 Grad**

Noch nie hatte ich meine Schwester Tine so gesehen. Das blondierte Haar verklebt und dreckig, das Gesicht geschwärzt, als habe sie eine Schicht Untertage absolviert. Mit dem ebenfalls schmutzigen Handrücken rieb sie sich Schweiß von Stirn und Oberlippe. »Wie Zunder«, sagte sie sachlich. »Hätte nicht gedacht, dass Eier, Möhren und Kohl so brennen können.«

Mein Schwager Reimer schwieg, schwieg wie immer. Wahrscheinlich würde er als redselig auffallen, wenn er mehr als einen Satz am Tag sagte.

Mein Neffe Thies, immerhin mit Arbeitshandschuhen ausgerüstet, klaubte die Reste von Tines Kasse aus dem verkohlten Gemüse. Aber auch da war nichts zu retten. Thies kippte Löschwasser aus dem schauerlich zugerichteten Holzkasten, der brutal aufgebrochen worden war. Die schwarzbraune Suppe versickerte. Thies gab der Kasse einen Tritt, nicht wütend, eher beiläufig, griff nach der Schaufel, die ein paar Schritte entfernt im Gras lag und gab der traurigen Ruine von Tines Verkaufsstand damit den Rest; ein leichter Schlag gegen eines der angebrannten Beine genügte, um alles zum Einstürzen zu bringen.

Reimer ging in die Hocke, blähte die Nasenflügel und atmete geräuschvoll ein und aus. »Das Benzin kannst du immer noch riechen«, sagte er. Nach dieser für seine Verhältnisse epischen Äußerung war lange keine ähnlich weitschweifige von ihm zu erwarten.

Tines Kopfnicken und ihre sparsame Geste mit der linken Hand reichten, um die Leute, die beim Löschen geholfen hatten, zurück an ihre übliche Arbeit zu schicken. Mit Eimern und einem leeren Feuerlöscher gingen sie über den ungewohnt zertrampelten Weg am Haus vorbei, verschwanden hinter den Garagen.

Meine Mutter hatte das Spektakel erstaunlicherweise nicht bemerkt. Als sie sich dem Trümmerhaufen mit eiligen Schritten näherte, war schon alles vorbei. Sogar die Autos, die Thies fachmännisch angehalten hatte, damit die Löscharbeiten nicht behindert würden, waren längst weitergefahren.

»Wie ist denn das passiert?«, fragte sie in einem Ton, den ich aus meiner Kindheit nur zu gut kannte. Ein Ton, der mir damals regelmäßig ein schlechtes Gewissen gemacht hatte, selbst dann, wenn ich nicht die kleinste Kleinigkeit ausgefressen hatte.

»Ist doch bekannt, wie oft sich bei dieser Witterung Möhren und Porree selbst entzünden«, antwortete Tine und verzog entnervt den Mund, was grotesk aussah in ihrem verschmierten Gesicht.

»Eindeutig Brandstiftung«, sagte Thies, der sich als Jugendfeuerwehrmann ganz in seinem Element fühlte.

»Wer macht denn so was?«, lautete die nächste Frage meiner Mutter.

Keiner antwortete ihr. Reimer war schon verschwunden. Thies kratzte mit der Schaufel ein paar schwarze Holzstücke von der feuchten Straße. Das verursachte ein hässliches Geräusch, das gut zu den traurigen Resten des Straßenstands passte, auf die Tine nachdenklich starrte.

Gut einhundert Meter weiter bog ein Trecker mit einer Schlöpe, einem der speziellen Kohlhänger, vom Feld auf die Straße. Das schien Tine daran zu erinnern, wie viel sie noch zu tun hatte an diesem Tag mitten in der Erntezeit. Sie nickte uns ernst zu und ging rasch ins Haus.

»Dien Büx is hin«, sagte meine Mutter zu Thies. Überraschenderweise klang das wie eine Feststellung und nicht wie ein Vorwurf.

Thies sah an sich hinunter und nickte, stützte sich dann auf die Schaufel und sah den Nachbarinnen entgegen. Charlotte Gravert und ihre Tochter Alexa kamen von einem Ausritt zurück. Hoch zu Ross schaukelten sie auf uns zu. Da ich nicht

besonders erpicht darauf war, mit Charlotte, die ich schon als Kind nicht hatte leiden können, zu sprechen, sagte ich zu meiner Mutter: »Lass uns Kaffee trinken«, winkte den beiden Reiterinnen zu und machte mich auf den Weg, vorbei am alten Wohnhaus, das in den Siebzigerjahren durch gelbe Klinkersteine und eine moderne Haustür völlig verschandelt worden war, und Tines trostlosen Beeten, in die sie wie immer rote und gelbe Begonien gepflanzt hatte. Um den Weg abzukürzen, kreuzte ich die Terrasse mit dem gemauerten Grill, obwohl ich natürlich genau wusste, wie wenig meine Schwester es schätzte, wenn Unbefugte über ihren Lieblingsplatz latschten, und marschierte auf das neue Haus meiner Eltern zu, das sie sich als Altenteiler vor einigen Jahren gleich neben dem alten Smatt-Haus gebaut hatten.

»Zieh bloß die Schuh aus«, rief meine Mutter, die sich beeilte, mich einzuholen, und deshalb etwas außer Atem war.

Als ich den nackten rechten Fuß über die Schwelle setzte, krächte Tines Hahn, so schrill und ausdauernd, als wollte er nun, da das Feuer längst gelöscht war, doch noch Alarm schlagen.

Mein Vater hatte von all der Aufregung nicht das Geringste mitbekommen. Wieder einmal hatte er bewiesen, dass eine Kellerwerkstatt mit allerlei geräuschstarken Geräten hervorragend geeignet ist, um einen Mann gegen seine Familie und all ihre Aufgeregtheiten abzuschotten. Prompt stellte meine Mutter die Vermutung an, er würde nicht einmal dann etwas bemerken, wenn's im eigenen Haus brennen würde.

»Das würdest du mir dann ja schon sagen«, antwortete mein Vater ungewöhnlich schlagfertig, wischte sich die Hände an seiner Kordhose ab und gab mir freundlich einen Kuss.

Oma Alwine hatte sich ganz ohne Hilfe aus ihrem Bett hochgerappelt und saß, verwundert über die Abweichung vom üblichen Tageslauf, am gedeckten Kaffeetisch. Sie schien nicht zu verstehen, was passiert war, während mein Vater auf

die Schilderung meiner Mutter nur gelassen antwortete: »Na, dann weiß ich ja, was ich morgen zu tun hab.« Er hatte Tines Verkaufsstand gebaut und Jahr für Jahr instand gesetzt.

Gleich nach dem Kaffee, zu dem meine Mutter einen wohl-schmeckenden Butterkuchen gebacken hatte, marschierte er tatendurstig zurück in seine Werkstatt, um seine Holzbestände zu inspizieren.

»Er wird sich zu Tode langweilen auf Gran Canaria«, sagte meine Mutter und sammelte am Platz meines Vaters ein paar Krümel vom Teppich. »Ich wahrscheinlich auch. Aber ich konnte es ihm einfach nicht ausreden. Fünf Wochen! Was sollen wir da bloß die ganze Zeit machen?«

Das war die schonende Einleitung zu der Bitte meiner Eltern, mich während ihrer Abwesenheit um Oma Alwine zu kümmern. Großzügig überließen sie es mir, ob ich meine Großmutter in ihrem oder in meinem Haus betreuen wollte.

»Hast ja auch Ferien in der Zeit«, sagte meine Mutter, die davon ausging, dass eine Lehrerin nach Schulschluss und in den Ferien ohnehin nichts anderes vor hat, als sich um Familie, Haus und Garten zu kümmern.

Als ich meinen Vater beim Sägen unterbrach, um mich von ihm zu verabschieden, sagte er: »Deine Mutter will nicht verreisen. Aber der Arzt hat gesagt, sie muss unbedingt mal raus aus allem, sich richtig erholen, am besten ein Vierteljahr lang. Zur Kur will sie nicht. Also bin ich ins Reisebüro gegangen und habe sie vor vollendete Tatsachen gestellt.« Mit der Hand wischte er Späne von einem kräftigen Kantholz. Dann sah er mich bekümmert an. »Für dich ist das zu viel mit Oma. Ist ja 'ne lange Zeit. Es kann jeden Tag jemand vom Pflegedienst kommen. Aber wenn du dich in den Ferien um sie kümmern könntest ...« Es war ihm unangenehm, mich darum zu bitten. »Das wäre natürlich sehr beruhigend für uns. Kannst es dir ja mal überlegen und mit Viktor besprechen.«

Ich atmete tief ein, bevor ich mich auf den Weg nach Hause machte. Die Luft schmeckte salzig, und man konnte die

Nordsee riechen, die Verbündete und Feindin der Koogbauern. Ihr verdankten sie im eingedeichten Marschland zuverlässig genug Feuchtigkeit, um den Kohl gedeihen zu lassen. Ihre Kraft fürchteten sie. Die Erinnerungen an verheerende Sturmfluten und Deichbrüche wurden von Generation zu Generation weitergegeben.

Ich glaube, Viktor mag meine Eltern vor allem deshalb nicht, weil meine Stimmung nach Zusammenkünften mit ihnen regelmäßig verdorben ist. Das verlangt ihm entweder Beschwichtigungsversuche ab oder großmütige Geduld. Viktor hatte sich für die aktive Variante entschieden und den langen Gehweg vor unserem Haus von Eicheln befreit.

»Drei Karren voll!«, sagte er stolz.

Susanne robbte mit einem Korb unter dem Walnussbaum herum und wetteiferte mit den Eichhörnchen, die oben im Baum fleißig waren.

»Morgen ist Erntedank«, rief sie mir entgegen. »Und du wirst reichlich Grund zum Danken haben.« Es klörte viel versprechend, als sie den Korb schüttelte. Auch meine liebste Freundin hatte sich offenbar vorgenommen, mich bei meiner Rückkehr zu erfreuen.

Etwas später blickte sie auf die unerwarteten Folgen ihres Sammeleifers. Sie hatte nicht gewusst, wie heftig und haltbar die äußeren Schalen von Walnüssen färben, und hörte erst mit Schrubben auf, als ihre Hände schon ganz rot waren.

Ich wartete bis zur Nachspeise mit den Neuigkeiten vom Smatt-Hof, um Viktor und Suse nicht den Appetit zu verderben.

»Warum kann Tine eure Großmutter nicht mit versorgen?«, fragte Suse.

»Weil sich Oma Alwine, außer an hohen Feiertagen, strikt weigert, das Haus zu betreten, in dem Opa Theo wohnt. Am Mittagessen dort teilzunehmen kommt für sie überhaupt nicht in Frage. Tine müsste Alwine also jedes Essen bringen,

und weil die nix isst ohne Gesellschaft, müsste sie dreimal täglich längere Zeit neben ihr sitzen. Und sie müsste morgens, mittags und abends rübergehen, um ihr beim Aufstehen und zu Bett gehen zu helfen. Das kann sie nicht, schon gar nicht jetzt in der Erntezeit.«

»Und Thies und Tanja? Wozu hat Alwine Urenkel?«

»Thies muss mitarbeiten, und Tanja kommt erst nachmittags aus der Schule.«

»Also wir«, seufzte Viktor.

Wir beratschlagten, wie wir Oma Alwine fünf lange Wochen bei uns versorgen könnten, ohne selbst zu kurz zu kommen. Aber wie wir es auch drehten und wendeten, es ging nicht. Die gehbehinderte alte Frau würde die Treppe und damit den Weg ins Bad selbst mit unserer Hilfe nicht schaffen. Wenn wir sie im Erdgeschoss unterbringen würden, hätte sie zwar eine Toilette, aber kein Bad, und ihr Bett müsste im Wohn- oder Esszimmer stehen. Mit anderen Worten, wir würden im Ausnahmezustand leben.

»Ich könnte durchaus eine Weile auf meine Landpartien verzichten«, sagte Susanne, die seit etlichen Jahren ihre Wochenenden bei uns in Krayenhude verbringt. »Dann könnte sie in meinem Zimmer wohnen.«

»Kommt gar nicht in Frage«, sagte ich.

»Pflegedienst!«, sagte Viktor.

»Das hat mein Vater doch nur pro forma gesagt. Der weiß genau, dass ich es nicht schaffe, Oma einem dienstmüden Zivi oder einer sadistischen Altenpflegerin zu überlassen. Meine Eltern hätten keine ruhige Minute. Ich auch nicht. Und es würde dreißig Jahre lang Vorwürfe hageln.«

»So lange leben deine Eltern nicht mehr«, sagte Suse.

»Aber Tine«, antwortete Viktor.

»Was hast du für eine unrealistisch fiese Meinung von professionellen Alten Helfern?«, fragte Suse.

Ich würde fünf Wochen lang zu meiner Großmutter ziehen müssen, das war mir längst klar, drei Schulwochen und die

gesamten Herbstferien, denen ich bis zu diesem Nachmittag voller Vorfreude entgegengesehen hatte.

»Alle Generationen unter einem Dach, das hat früher schon nicht geklappt, als die Leute nur ausnahmsweise so alt wurden wie Theo und Alwine«, sagte Viktor. »Wisst ihr, dass Arsen Altenteilpulver genannt wurde, weil manche Jungen es ihren Alten ins Essen mischten, damit die endlich den Löffel abgaben?«

»Bei meiner Mutter würde ich von dieser Möglichkeit vielleicht Gebrauch machen. Aber Oma Alwine soll unbedingt eines natürlichen Todes sterben«, sagte ich, denn ich hatte sie wirklich gern. Aber vielleicht nicht gern genug, dachte ich, denn ich spürte, wie mir ein hässlicher Kopfschmerz den Nacken hinaufkroch.

»Du bist sehr tapfer«, flüsterte Viktor, als wir im Bett lagen, und gab mir schläfrig einen Kuss. Ei, die sich seit Stunden nicht hatte blicken lassen, kroch unter meine Bettdecke, schmiegte sich an meine Hüfte und schnurrte. Mit dem Gedanken, wen ich mehr vermissen würde, Viktor oder meine Katze, schlief ich ein.

Sonntag, 1. Oktober – leichter Wind, 17 Grad

Die Brandgeschichte hatte ich mir fürs Frühstück aufgehoben, genauer gesagt fürs zweite Frühstück, denn das erste hatte Susanne wie üblich verschlafen. Mit beiden Händen umklammerte sie ihren Kaffeebecher, so als müsste sie sich in bitterer Kälte an dem Heißgetränk wärmen. Dotta, Susannes Katze, die schon seit Jahren nicht mehr mit Suse zurück nach Hamburg fuhr, sich ein Dauerwohnrecht in Krayenhude ertrugt hatte, saß lungernd neben Suses Stuhl, wartete auf eine Fingerspitze voll Leberwurst.

Zur Vorbereitung auf die großen Ereignisse, die ihr bevor-

standen, hatte Suse sich die Haare färben lassen. Nicht ein graues Haar war mehr zu sehen, dafür hatte ihr brauner Schopf einen rötlichen Schimmer bekommen.

»Sieht gut aus«, sagte ich, »auch der Schnitt. Elegant, aber auch ein bisschen frech.«

»Bin weder elegant noch frech. Aber ich bekomme Lefzen.« Sie strich sich eine Messerspitze Leberwurst auf den Zeigefinger und hielt ihn Dotta unter die Nase.

Viktor und ich mussten sie ziemlich entgeistert angesehen haben, denn Suse sagte lachend:

»Wenn es so weitergeht, und damit ist unbedingt zu rechnen, werde ich mir einen Friseur mit Schmeichelbeleuchtung ausgucken. Bei meinem ist das Licht gnadenlos. Und da ich mich zwei Stunden lang anschauen musste, habe ich festgestellt, dass auch mein Fleisch der Schwerkraft unterliegt.« Sie zupfte mit allen zehn Fingern an ihren Wangen und sagte noch einmal prononciert: »Lefzen.«

»Du trittst doch nicht bei einer Schönheitskonkurrenz an, sondern willst Bestsellerautorin werden«, sagte Viktor.

»Männer verstehen das nicht. Wir wollen erfolgreich sein und dabei gut aussehen, nicht, Telse?«

Ich nickte und dachte, dass ich außerordentlich zufrieden wäre, wenn ich so rank und schlank wäre wie Suse, so schönes Haar hätte wie sie und ein Buch über die unter dubiosen Umständen ertrunkene Autorin Mara Malerius geschrieben hätte.

»Wir lieben dich auch mit Lefzen«, sagte Viktor.

Suse schlug so heftig mit der flachen Hand auf den Tisch, dass Dotta sich erschreckt aus der von Viktor so genannten Brathuhnstellung erhob und ins Wohnzimmer floh. »Das war jetzt völlig falsch. Du hättest sagen müssen, dass du nicht die geringste Spur von Hängebacken siehst! Wie hältst du diesen Landmanncharme bloß aus, Telse?«

Unser Geplänkel machte deutlich, wie gut Susannes Stimmung war. Sie hatte sich verändert im zurückliegenden Jahr.

Das Schreiben des Buchmanuskripts war ihr unerwartet leicht gefallen und hatte sie mit großer Zufriedenheit erfüllt. Und nun freute sie sich über die für eine Schriftstellerinnenbiografie ungewöhnliche Resonanz. Die Kritiken waren hervorragend und die erste Auflage nach zwei Wochen komplett verkauft.

»Durch Abstumpfung«, antwortete ich. »Wir steuern auf die Silberhochzeit zu. Das schafft man nur, wenn man seine Empfindlichkeiten rigoros abbaut.«

»Stimmt«, seufzte Viktor.

»Ihr bedauernswerten Unglückswürmer. Was können wir nur tun, um ein bisschen Frohsinn und Wärme in euer trauriges Leben zu bringen? Wolltest du nicht ein Herbstfeuer entfachen?«

»Falls du unsere Ehe damit meinst, kann ich dir sagen, dass wir entflammt sind ohne Ende«, antwortete Viktor mit vollem Mund. »Und für ein Herbstfeuer im Garten ist es heute viel zu windig.«

»Auf dem Smatt-Hof gab es gestern schon ein Herbstfeuer«, sagte ich und berichtete von dem brennenden Straßenstand meiner Schwester, den heroischen Löscharbeiten unter Leitung des Jungfeuerwehrmanns Thies und dem sofortigen Beginn eines Neubaus durch meinen Vater.

Susanne war verblüfft, als sie erfuhr, wie viel Geld ein solcher Stand einbringen kann, wenn dessen Lage so günstig ist wie bei den Smatts, wo viele Touristen vorbeifahren.

»Im Sommer können durchaus ein paar Tausender im Monat extra reinkommen«, sagte ich. »Schwarz natürlich.«

»Und nahezu mühelos«, ergänzte Viktor mit gerunzelter Stirn. »Ohne all die Plackerei, die unsereiner dafür aufwendet.«

Ich versuchte, das Gespräch möglichst unauffällig in eine andere Richtung zu lenken. Denn die wenig lukrative Tätigkeit meines Mannes gehört zu den Themen, die ich großräumig umgehen muss, um die Silberhochzeitsfeier nicht zu gefähr-

den. Viktor verkauft Gewürze auf Wochenmärkten. Anstatt ein Examen zu absolvieren, hatte er es vorgezogen, seinen einstigen Studentenjob zum Hauptberuf zu machen. Ich kann immer noch sehr schnell wütend werden, wenn ich denke, wie selbstverständlich er sich all die Jahre auf mein Gehalt verlassen hat und wie souverän er es hinnimmt, durch seine Arbeit verdammt bescheiden zu verdienen. Garantiert werde ich wütend, wenn er sein Ausweichen vor dem Studienabschluss und einem intellektuell etwas anspruchsvolleren Job als schöne Unabhängigkeit darstellt, sich als Held geriert, der sich standhaft geweigert hat, sich für und durch den Beruf verbiegen zu lassen. Ich hatte schon zu lange über die Verweigerungshaltung Viktors nachgedacht, um unbefangen weiterreden zu können. Aber Susanne wirkte wieder einmal Ehefrieden stiftend, indem sie geschickt auf die Probleme meiner Schwester zu sprechen kam.

»Ist Tines polnischer Liebhaber noch mit von der Partie?«

»Keine Ahnung. Aber Adam ist wie immer seit dem Frühjahr auf dem Hof. Pikanterweise ist jetzt auch seine Frau da. Sie bleibt drei Monate, so wie die anderen Erntehelfer.«

»Schneidet sie auch Kohl?« fragte Suse.

»Das machen ausschließlich Männer. Sie putzt und packt Kohl.«

»Hast du sie gesehen?« wollte Viktor wissen.

»Ja. Sie ist sogar mit Kopftuch sehr hübsch.«

Nach unserem mittäglichen Frühstück rief ich meine Eltern an und teilte ihnen meine Entscheidung mit, Oma Alwine während ihrer Abwesenheit bestens versorgen zu wollen. Meine Mitteilung löste allerdings nicht, wie von mir erwartet, Freude aus. Mein Vater, der ausnahmsweise ans Telefon gegangen war, teilte mir mit, dass es schon wieder gebrannt habe, dieses Mal ein paar Hundert Meter weiter, in der verwitterten Scheune von Friedrich Oppel. Nachts um drei habe der Hund wie wild angefangen zu bellen und so die Oppels